

Nr. 229. Bromberg, den 6. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(17. Fortsetzung.)

Donner schwoll an. Eine schwarze, zischende Masse schob sich an ihm vorbei und verwandelte den Bahnsteig mit einem Schlag in einen lärmenden Jahrmarkt. Der einfahrende Zug öffnete sich an hundert Stellen zugleich und saugte Menschen ein. Rufende, hastende, lachende, weinende Menschen, die durcheinander wirbelten, hier und da durch die unbeirrbare Ruhe eines breiten grünen Gepäckträgerrückens gehemmt.

Martin erwachte aus seiner Verwirrung, zwei feste kleine Arme preßten sich um seinen Nacken. Mogis Stimme war in seinem Ohr: „Laß doch, Martin, es ist ja alles gut geworden. Was denkst du noch nach. Hättest auch so gewonnen. Nur — ich wollte nicht haben, daß der dir den Weg noch schwerer macht!"

Sie stand vor ihm und sah ihn mit flackernden Augen an als habe sie ihm etwas abzubitten.

Er verstand nicht, aber er hatte das unbestimmte Gefühl, daß er ihr noch viel mehr zu danken hatte, als er im Augenblick erfassen konnte.

„Da ist Dr. Lo", rief sie, „sicher ist er das!"

Aus einem herabgelassenen Schlafwagenfenster winkte ein lächelnder gelber Herr.

Martin wischte sich hastig über das Gesicht, das unter Mogis Berührung seltsam feucht geworden war. Dann packte er seine beiden neuen Lederkoffer. „Komm ans Fenster, Mogi!" —

Sie ging ihm langsam nach. Unter seinem Abteil blieb sie stehen. Der Chinese war nicht mehr am Fenster.

Sie starrte auf den dumpfen grauen Beton, auf dem sie stand. Eine große lähmende Müdigkeit hatte sie befallen — Nun war es heraus, was sie ihm nicht hatte sagen wollen. Er hatte gefragt, und sie mußte antworten. Sie hatte alles bei sich behalten wollen, Martin sollte nichts merken, nichts von Eppo Wyngarthen, nichts von dem Schmerz, der mit der Trennung jäh über sie kam. Er sollte froh und unbeschwert in die Ferne fahren.

Und nun hatte sie es doch ausgesprochen, und es hatte die Spannung der letzten Tage, die Fassung der letzten Stunde zerbrochen. Sie war nur noch ein hilfloses kleines Mädchen, das mit hängendem Kopfe gegen die Tränen kämpfte.

Plötzlich fühlte sie sich von zwei kräftigen Armen in die Höhe gerissen. Martins Gesicht stand groß vor ihr. Er küßte sie scheu auf die Stirn. Seine Stimme schlug nicht an — flüsterte: „Ich danke dir, Mogi, — ich danke dir — für alles!" Sie grub die Zähne in die Lippen und lächelte durch einen feuchten Schleier.

Der Ruck des anfahrenden Zuges riß an ihnen. Martin stellte sie behutsam auf den Boden des Bahnsteigs zurück. In seinem Gesicht war die Zukunft.

Sie wandte sich rasch ab. — Mit diesem Bild im Herzen konnte man weiterleben. — —

XIX.

Für die meisten Menschen ist ihre Art, auf einen neuen Tag zu reagieren, bezeichnend für ihre Auffassung vom Wert des Lebens.

Eppo lernte in diesen Wochen das Leben von einer Seite kennen, wo es am dunkelsten war. — Und doch erwachte er jeden Morgen mit einem Gefühl frischer draufgängerischer Unternehmungslust.

Mit einem Gefühl, das um so viel schöner war als sein Erwachen in vergangenen Tagen, wie der Hunger schöner ist als das Sattsein — vorausgesetzt, daß man Aussicht hat, ihn zu stillen.

Und diese Aussicht war in weitestem Maße vorhanden!

Von dem Augenblick an, wo er durch Mogis energisches Klopfen an die Wand geweckt wurde, war dafür gesorgt, daß er abends mit der nötigen Rückenmüdigkeit wieder in sein Bett sank. — Der Dienst bei Walrond war anstrengend, aber Eppos prächtig durchgearbeiteter Körper hielt stand.

Bedrückend war nur das tägliche Erleben an den Fahrten zu den Heimarbeitern.

Es gab wohl kaum eine Tätigkeit, die tiefer in die Trostlosigkeit menschlichen Daseins hineinleuchtete als diejenige, die Mogis geschickter Schachzug ihm auferlegte. — Wie auf einem kinematographischen Bildstreifen rollten täglich vor Eppos Augen bei seinen vierzig bis fünfzig Besuchen kleinste belanglose Nichtigkeiten des Elend ab, die sich zu einer beklemmenden Symphonie in Grau vereinigten.

Er sah die Frau mit dem kranken Kind, die sich die Finger wund und die Augen blind nähte, damit der Mann, der abends nach Hause kam, ihr das Geld fortnahm und es vertrank.

Er sah das junge Mädchen, das sich in der feuchten Wohnung vor rheumatischen Schmerzen krümmte und sich nicht getraute, eine Stunde am Tage von der Nähmaschine fort in die Sonne zu gehen. Denn es war Hochsaison, und sie mußte fünf Waschkleider am Tage nähen. Sonst war sie nicht zu gebrauchen, und sie hatte drei kleine Geschwister zu ernähren.

Eppo sah die Tragödie der Heimarbeit mit ihren tausend Abarten. Er atmete in den entsetzlichen Löchern, die sich Wohnungen nannten, Gestank, der sich Luft nannte. Er hörte nichts wie Stöhnen und Klagen, und doch lebten die Menschen alle — bis sie starben.

Manchmal saß hinten auf seiner schweren Maschine ein junger Mann mit einem völlig unmotivierten Schnurrbärtchen. — Sie nannten ihn Monierer.

Er konnte nichts dafür — er tat nur seine Pflicht, wollte tüchtig sein, vorwärtskommen —, aber Eppo verspürte oft Lust, ihn in tollster Fahrt vom Rad zu werfen.

Wenn er mitkam, waren die Tage noch grauer als sonst.

Hier wurde der Pfennigpreis noch heruntergedrückt. — Dort mußten zwölf Seidenroben unbedingt bis morgen fertig werden. Die Frau hatte Waschtag — die gemeinsame Waschküche war erst wieder in vierzehn Tagen für [illegible] Es fehlte an sauberen Windeln für das Baby.

Hier war die versprochene Prämie für Akkordarbeit nicht bezahlt worden. — Dort kam ein Arbeiter nicht mit dem zugeteilten Stoff aus und wurde beschuldigt, für sich etwas beiseite gebracht zu haben.

Eppo sprach nicht viel mit seinem Begleiter. Er stand auf seiten der Heimarbeiter und fühlte genau wie sie den Feind in ihm.

Gewiß, der Mann mit dem unmotivierten Bärtchen war nicht schuld an diesen Zuständen, aber wie konnte er sich das jahrein, jahraus mit ansehen, ohne daß er den Versuch gemacht hätte, es zu ändern? —

Eppo unterhielt sich viel und ausgiebig mit den Arbeitern und Arbeiterinnen. — Die verlorene Zeit holte er mit seiner schnellen Maschine wieder ein. — Er war bei ihnen beliebt. Beliebter als in seiner Firma, wo er sich niemand öffnete.

Er sah und hörte, soviel er konnte. Er sammelte, speicherte auf.

Es schien schwer, all dem Elend abzuhelfen. Es gehörte ein großer, wütender Drang dazu.

Und eine Idee. — Er würde sie finden! — —

Und noch ein Neues erlebte Eppo.

Das war der Zweck und Sinn des Sports!

Die Notwendigkeit sportlicher Betätigung lag ihm im Blut. — Er hatte sich am Tage seines Eintritts nach einer Gelegenheit umgesehen und erfahren, daß der Walrond-Konzern einen eigenen Boxklub hatte, der dreimal wöchentlich in der Turnhalle einer in der Nähe gelegenen Schule tagte.

Dieser Klub hatte sich sogar schon einen Namen gemacht, denn vor einem Jahr war ein Mitglied — ein junger Packer namens Gans — Berliner Amateurmeister geworden.

Eppo trat sofort in diesen Klub ein.

Als der erste Trainingsabend heranrückte, fühlte er sich so zerschlagen und deprimiert von seiner Tätigkeit, daß er beschloß, nur den Zuschauer zu spielen. — Sobald ihm aber am Ring der wohlbekannte Geruch von gesundem Schweiß und dem feuchten Leder der Handschuhe in die Nase stieg, kam es wie ein Fieber über ihn. Er zog sich schnell um, und schon als er in kurzen schwarzen Höschen dastand und die leichten Wildlederschuhe an den Füßen fühlte, glitt alles Drückende und Hemmende von ihm ab.

Er machte einige Freiübungen, wie Robert sie ihn gelehrt hatte. Sein Blut pulste übermächtig durch die Adern und prickelte wie Sekt.

Später wurde er mit einem jungen ungeschlachten Anfänger gepaart, mit dem er eine Zweiminutenrunde absolvieren sollte. — Der Bursche schlug wie unsinnig auf ihn los. Da Eppos Augen das schnelle Sehen verlernt hatten, trafen ihn die Schläge, und sein Kopf begann bedrohlich zu brummen. — Dann aber zeigte sich, was er von Luksor her gelernt hatte.

Als sein Gegner zu einem furchtbaren Schlage ausholte, duckte er sich plötzlich. — Der Hieb ging über ihn hinweg und riß den Schläger mit sich. — Ehe der sich besinnen konnte, war Eppo zu ihm hingeglitten. Er zielte auf das ungedeckte Kinn und legte sein ganzes Körpergewicht auf den Schlag. — Der Gegner sackte zusammen und mußte sich auszählen lassen.

Alles war an den Ring geeilt. — Da man mit dicken Trainingshandschuhen kämpfte, war ein Niederschlag eine große Seltenheit.

Die Klubkameraden standen um das neue Mitglied herum, wie die Eingeborenen einer fernen Insel um einen Weißen, der an ihre Küste gespült wurde. Man befühlte seine Muskeln und fragte ihn hundert Fragen.

Eppo strahlte. Er badete sich in dieser Anerkennung wie in einer heilsamen Quelle.

Hier war der Anfang zu der Befriedigung, die seiner harrte! Die Befriedigung eines Sieges unter gleichen Bedingungen, bei gleichem Einsatz! —

Als er an diesem Abend die Turnhalle in der Kochstraße verließ, fühlte er so viel überschüssige Kraft in sich, daß er den Weg nach Steglitz zu Fuß zurücklegte.

Er hatte heute seinen Gegner besiegt.

Jeder neue Tag war ein Gegner!

Aber er fühlte, daß man auch das Leben besiegen konnte! — —

XX.

Mogi hatte ein Geheimnis vor Eppo!

Mogi empfing fast jeden Vormittag, während Eppo mit dem Motorrad unterwegs war, einen Herrn.

Jedesmal, wenn Petruschka sein Kommen meldete, fühlte Mogi plötzlich ihr Herz im Halse schlagen. Aber sie verstand sich zu beherrschen!

Und so merkte der Herr gar nicht, daß Mogi ihn liebte.

Es war das erstemal in ihrem jungen Leben, daß sie dieses verwirrende Gefühl kennenlernte. — Aber die Liebe fand noch keinen rechten Platz in Mogis zwanzigjährigem mütterlichen Herzen, konnte sich noch nicht so richtig einnisten und breitmachen, mußte Schritt für Schritt um ihr Recht kämpfen.

Und das machte Mogi unsicher.

Sie fand nicht den Mut, zu Eppo davon zu sprechen, mit dem sie sonst in herzlicher Kameradschaft alle kleinen und großen Dinge des Lebens zusammen erlebte.

Sie hatte ein großes, wichtiges Geheimnis vor Eppo. —

Eines Tages war ein Ereignis eingetreten, das Mogi seit langem erwartete. — Ein sehr bleicher und sehr finsterer Mann war zu ihr in das blaue Zimmer gekommen und hatte sich als Dr. Robert Wyngarthen vorgestellt.

Mogi sah unter seinen zusammengezogenen Brauen zwei Augen, die verschleiert blickten, weil sie voll tiefer Trauer waren.

Sie sah, dieser Mann litt, weil er nicht aus noch ein wußte. — Sie fühlte, er kam nicht zu ihr mit Haß und Verachtung, sondern mit ängstlicher, unsicherer Erwartung.

Mogi, die sich vorgenommen hatte, mit Eppos Bruder um seine Zukunft zu kämpfen — schwieg betreten, denn sie spürte in dem anderen nicht den Gegner.

Sorge und Liebe zu dem Bruder sprach aus seiner Stimme, als er sie fragte, ob sie etwas über den Verbleib Eppos wisse.

Mogi antwortete nicht gleich. — Sie forschte in seinem Gesicht.

„Trauen Sie ihm etwas Schlechtes zu?" fragte sie dann plötzlich und sah ihn tapfer an, obwohl sie fühlte, wie sie rot wurde.

Robert las die Antwort in ihren klaren Augen, die sie vor ihm aufgeschlagen hatte, wie ein Buch.

„Nein", sagte er, „er ist bei Ihnen? —"

Mogi ließ den Blick fallen. — Sie stand auf und schritt auf die Tür zu. Dort drehte sie sich um. — Er verstand, daß er ihr folgen sollte. In der Diele öffnete sie eine kleine Kammertür.

Robert sah in eine entzückende Mansarde, die so winzig war, daß das eiförmige weiße Holzbett sie fast ausfüllte. Die Wände und die merkwürdig gewölbte Decke, die dem Gemach das Aussehen einer kleinen Kapelle gab, waren mit roten, grünen und gelben Blumen und Arabesken übersät. Über dem Kopfende des Bettes zog sich ein schwarzlackiertes Holzregal an der Wand hin, auf dem Robert neben einigen Büchern und einem silbernen Holzlämpchen, auf einer geschmackvollen Keramikschale, Eppos geliebte zerbissene Dunhillpfeife erblickte.

„Hier wohnt er", sagte Mogi. „Ich habe ihm die Kammer abgetreten. Es war früher meine eigene, aber sie hat ihm so gut gefallen."

Ein Lächeln huschte über Roberts Gesicht. — Er nickte wortlos.

Irgend etwas Peinliches lag zwischen ihnen.

Er suchte nach Worten, die nicht verletzen konnten, aber sie waren banal. — Sollte er sagen: „Nett hat er's hier, der Eppo?" — So sprach man zu einer Zimmervermieterin!

War sie mehr? —

Mogi zerriß die Verlegenheit, die sie fast körperlich spürte.

„Setzen Sie sich bitte noch einen Augenblick drin auf den Diwan", rief sie, „ich mache Ihnen schnell eine Tasse Tee!"

Er ging langsam, sinnend in das blaue Zimmer zurück.

Wie war das seltsam! —

Er war ausgezogen, um seinen Bruder zu suchen. Nach langen Tagen voll erschreckender Fieberträume, in denen er in düsteren Szenerien wild mit Eppo rang, war er eines Tages mit klaren Gedanken aufgewacht. — Seine erste Frage galt dem Bruder, und die Schurig hatte ihm mit

stummem Vorwurf einen Zettel vorgewiesen, den sie an der Tür gefunden hatte.

Eppo war fort!

Robert war fassungslos. — Er verstand den Zettel nicht, rekonstruierte sich erst allmählich, daß er wohl in der Gewalt des Fiebers und seiner Enttäuschung die Worte geschrieben haben mußte, die den Bruder aus dem Hause getrieben hatten.

Kaum wieder bei Kräften, hatte er heute die Adresse aufgesucht, die ihm Lilith Walrond genannt und die sich in sein Gedächtnis eingefressen hatte. Im Hause hatte er sich nach einem Mädchen mit einer roten Baskenmütze erkundigt. —

Er war hierher verwiesen worden und hatte den Bruder gefunden. In einer Atmosphäre, die blank und warm war, die zu ihm paßte, wie alles, was er tat.

Und das war das Seltsame: Robert fühlte nicht den dumpfen Druck von seinem Herzen weichen. Statt der Freude befiel ihn noch größere Beklemmung.

Er gestand sich jetzt, daß er niemals Angst um Eppo gehabt hatte. — Was er empfand, war nichts als Eifersucht! — Es war die selbstsüchtige Ängstlichkeit des Gärtners, der sich eine kostbare Pflanze gezüchtet hat und sie in einen Glaskasten setzt, damit sie keiner berührt. Ja, für sich, für die Befriedigung seines krankhaften Ehrgeizes hatte er Eppo gezüchtet, und in seinem Glaskasten wäre er verkümmert — wenn nicht dieses Mädel ihn sich geholt hätte!

Er durfte ihr nicht deswegen grollen, und er gestand sich, daß er es auch nicht gekonnt hätte.

Es schien ihm mit Eppos Bräuten nun einmal so zu gehen! — Der Junge hatte nicht nur Geschmack, er hatte eine selten glückliche Hand, unter den Frauen gerade die Menschen zu finden.

Diese hier gefiel ihm beim ersten Wort, das sie sprach, beim ersten Blick, mit dem sie ihn ansah! — —

(Fortsetzung folgt.)

Gleichnis von der bleichen Rothaut.

Von **Richard Euringer.**

In der Mississippi-Bar saßen zwei Indianer, „Äugender Sperber" und „Flinke Sohle", der sich Mister James nennt. Er trug einen hellen Sakko, gelbe Schuhe, eine Armbanduhr und einen Strohhut. Er trank Eiswasser durch ein Röhrchen, rauchte Zigaretten. „Äugender Sperber" sah ihm zu. Der trug eine Krone von bunten Federn. Er saß mit dem Blick eines prächtigen Vogels, der seine Flügel gefaltet hat.

Er sah ihm zu, sah ihm lange zu, der „Äugende Sperber" der „Flinken Sohle", und sagte: „Banken seh ich und Hochhäuser, Konstruktionen und Maschinen, Kinos, Tempo und Geschäft, Gummiknüttel und Reklame, Zeitungen und Millionäre, Tanzpaläste und Revuen, Geld, Geld, Geld, Mister James, „Flinke Sohle." Ich habe drei Söhne, Mister James; ich sehe dich an und sehe mich an und frage: „Was soll ich sie lehren?

Sie sind klein, sie wissen noch nichts von ewigen Jagdgründen und dem großen Geist, der die roten Männer lieb hat. Sie wissen noch nichts von den Sagen ihres Stammes und den Stimmen ihres Blutes. Nichts von Schwur, nichts von Beschwörung, von der Brüderschaft der Gräser und der Tiere und der Flüsse.

Freilich sie wissen auch noch nichts von Banken und Hochhäusern, Konstruktionen und Maschinen, Kinos, Tempo und Geschäft, Gummiknütteln und Reklame, Zeitungen und Millionären, Tanzpalästen und Revuen, nichts von Geld und Geld und Geld, nichts von dir, nichts von mir. Ich sehe dich an und sehe mich an und frage: Was soll ich sie lehren?"

„Lehre sie gute Yankees werden!" sagte „Flinke Sohle", der sich Mister James nennt. „Die roten Männer fristen sich dürftig. Sie haben nicht teil. Sie sterben aus. Die Yankees regieren. Sie regieren mit Banken, Hochhäusern, mit Konstruktionen und Maschinen, Kinos, Tempo und Geschäft, Gummiknütteln und Reklame, Zeitungen und Tanzpalästen und mit Geld, Geld Geld, mit Geld. Laß sie gute Yankees werden! Schicke sie in die Revuen, laß sie Millionäre werden! Lehre sie Geld verdienen, Geld Geld, Geld. „Äugender Sperber" sei gescheit! Mach' ihnen das Leben leicht! Stell' sie auf die Tatsachen ein! Wozu willst du sie verwirren? Wozu sollen sie erst noch lange von dem großen Geist erfahren, der die roten Männer lieb hat! Rotte ihre Sagen aus, ersticke die Stimmen ihres Blutes, heiße sie schweigen oder lügen! Sprich doch nicht — wozu das noch! — von den ewigen Jagdgefilden! Nimm sie weg von ihren Tieren, ihren Gräsern, ihren Flüssen, fort von Schwur und von Beschwörung, daß sie gute Yankees werden!"

Oder aber lehre sie, gute Indianer werden! Götzendiener ihrer Geldgier sind die Bleichgesichter. Sklaven ihrer Süchte, hoffnungslos und gottlos.

Sieh, der rote Mann blieb menschlich. Wie in seinen Sagen lebt er, hört die Stimmen seines Blutes, spricht mit Gräsern und mit Tieren, Bruder blieb er seinen Flüssen. Heilig gelten seine Schwüre. Er beschwört den Großen Geist, der die roten Männer lieb hat. Und die ewigen Jagdgefilde sind sein Gebiet.

Lehre sie beten zum Großen Geist! „Äugender Sperber", sei nicht töricht! Mach' ihr Leben nicht zum Fluche! Fessle sie an ihr Gewissen! Wozu willst du sie versuchen? Wozu sollen sie sich erst in das Geldgeschäft verlieben, in die Hochhäuser und Kinos, Konstruktionen und Maschinen, in das Tempo, die Reklame, die Revuen, Tanzpaläste und die Luxus-Sucht des Geldes.

Laß sie gute Indianer oder gute Yankees werden, aber eines laß sie nicht:

Schütze sie und lehre sie, daß sie nicht — wie du und ich — schlechte Indianer oder schlechte Yankees werden, Zwitter, die — wie du und ich — zu dem Großen Geiste beten und das kleine Geld vergötzen!"

Matt gesetzt.

Heitere Skizze von **Hildegard Diel.**

Die Geschichte fängt tragisch an, nämlich mit einer familienpolitischen Krise. Vater Stark wollte anders als sein Töchterlein. Der häusliche Regierungskurs des Geschäftsmannes steuerte nach einem Schwiegersohn, der mit zeitgemäßem Geschick sich ein sicheres Existenzpolster zu schaffen verstand. Sighild dagegen liebte einen Künstler.

Stark, der alle Maler als weltfremde Idealisten taxierte, pflog diktatorische Beratungen mit Frau und Tochter. Dabei hielt sich die vorsichtige Gattin als schwankender Mittelpunkt zwischen den Gegensätzen — in etwas schiefer Mitte, denn auf seiten des Gatten war schließlich die Macht, das Geld. Sighild aber schloß jede Beratung mit den radikalen Worten: „Den oder keinen!"

Da riß der väterliche Geduldsfaden. „Also zum letzten Male. Du fügst dich! Ich schreibe dir keinen bestimmten Mann vor; aber es muß einer sein, der nicht wie dein Künstler ein idealistischer Zukunftsträumer ist, sondern einer, der sich energisch, sozusagen mit Fäustefrechheit im Leben durchzusetzen versteht, die Zeit und ihre Konjunkturen zu nutzen weiß und was riskiert, um was zu erreichen. Ich habe mit einem solchen Manne nur dein Glück im Auge."

Und ich habe es im Herzen, dachte Sighild. Sie wurde plötzlich nachdenklich. Dann sagte sie mit ungewohnter Sanftmut: „Du hast wohl recht. Vielleicht finde ich so einen." Darauf machte sie eine lange Autofahrt, von der sie mit zwitschernder Vergnügtheit zurückkehrte. Am Abend offenbarte sie dem überraschten Vater, daß sie sich seinem Wunsch füge. Aber sie knüpfe eine Bitte daran. Sie wolle ihrem Maler als Trost einen Auftrag verschaffen. „Laß ihn ein Familienbild von uns dreien malen!"

Stark, der sich schon lange mit der malerischen Verewigung seiner Persönlichkeit trug, fand den Vorschlag, der den Künstler gewissermaßen entschädigte, ausgezeichnet und willigte freudig ein.

Er gab dem Maler, der seine Herzensenttäuschung unter liebenswürdiger Unbefangenheit verbarg, ein paar diktatorische Anweisungen für das Gemälde: „Mich malen Sie Profil! Vielleicht mit einem Schachbrett, ich bin passionierter Spieler. Meine Frau mehr von vorn, meine Tochter zwischen uns. Und damit das Bild noch belebter wird — so in Rubensscher Art —, wünscht sich meine Tochter noch irgendwas als Staffage darauf, was sie besonders liebt, entweder

ihren Windhund oder ihre indische Statue oder sonstwas, das Nähere überlasse ich Ihnen."

Vater Stark, dem die Fügsamkeit seiner Tochter noch etwas verdächtig schien, wachte scharf darüber, daß sie dem Maler niemals allein saß, und verhinderte auch sonst jedes unbehütete Beisammensein der beiden. Zu seiner Freude legten sie auch keinen Wert mehr darauf. Maler Falk lebte nur seiner Arbeit und bewies, daß Genie Fleiß ist. Er gewann bald die Zuneigung von Frau Stark, ja sogar das Wohlwollen des Hausherrn, mit dem er jeden Abend Schach spielte. Der Künstler verlor jede Partie. Wenn Stark dann sichtbar triumphierte, prophezeite der junge Mann mit lachendem Zorn: „Beim letzten Spiel setze ich Sie aber sicher matt."

Nach drei Wochen machten Starks, auf Sighilds Wunsch, einen viertägigen Autoausflug. In dieser Zeit vollendete Falk sein Gemälde.

Am nächsten Morgen — Stark hatte Geburtstag und war infolgedessen weich gestimmt — holte der Künstler den Hausherrn, um ihm zuerst allein sein Werk zu zeigen. „Erschrecken Sie nicht vor der kleinen Überraschung darauf!" sagte er vor der Tür.

Stark trat gespannt ein, sah und — erstarrte. Statt drei Personen sah er auf dem Familienbild vier! Kurze Entsetzensstille. Dann zückte er einen Zornblick nach dem Künstler und gleichzeitig die Hand nach dessen Ebenbild, das auf dem Gemälde mit ihm Schach spielte. „Sind Sie des Teufels? Was — was bedeutet das?"

Maler Falk schmunzelte. „Das bedeutet die von Ihrer Tochter gewünschte Staffage. Es sollte doch etwas sein, was sie besonders liebt."

In diesem Augenblick schlang sich von hinten ein zärtlicher Arm um Starks empörungsstraffen Nacken, und eine Stimme jubelte: „Ist das nun nicht ein Schwiegersohn nach deinem Herzen, Vater? Versteht er es nicht, sich mit Fäustefrechheit durchzusetzen? Weiß er nicht die Konjunktur zu nutzen? Hat er nicht was riskiert, um was zu erreichen?"

Da sah sich Stark mit seinen eigenen Worten gefangen. Und da die Kühnheit des Künstlers auf ihn Eindruck machte und er sich auf dem Gemälde außerordentlich vorteilhaft aufgefaßt sah, drückte er lachend dem Maler die Hand: „Da haben Sie mich wirklich matt gesetzt, Sie Frechdachs."

Schottische Anekdoten.

Gesammelt von

Thomas Kamppen.

Als Sandy Mc Intosh aus Aberdeen sich eben mit einem hübschen, etwas dicken Mädchen verlobt hatte, schenkte er ihr einen schönen goldenen Ring. Aber mit der Zeit wurde seine Braut immer dicker und Mc Intoshs Zuneigung begann zu schwinden. Er bat sie, die Verlobung aufzulösen. Aber sie konnte den Ring nicht mehr von ihrem Finger herunterziehen. Deshalb mußte der arme Mc Intosh sie heiraten.

*

In Edinburg, wo er auf Besuch weilte, schlug Mc Intosh seinem Freunde vor, gemeinsam einige Bekannte zum Abend einzuladen.

„Wir wollen uns die Sache teilen", sagte er. „Wenn du für den Whisky sorgen willst, lade ich die Leute ein."

*

„Sind das Ihre drei Halfpennystücke, die Sie hier auf dem Tisch vergessen haben?", fragte die Kellnerin.

„Freilich, freilich", antwortete Mc Intosh fiebernd, „ich kenne die Daten: 1890, 1901 und 1922."

*

Ein Nachbar von Mc Intosh mußte für längere Zeit geschäftlich verreisen und lieh ihm sein Grammophon. Als er nach einem halben Jahre wieder kam und seinen Apparat zurückholte, fragte er, wie er ihm denn gefallen habe.

„Oh, nicht schlecht", meinte Mc Intosh. „Ich habe nur ein Stück gespielt."

„Warum denn das? Ich gab Ihnen doch eine Menge Platten?"

„Ja, aber nur eine Nadel."

*

„Leih mir einen Penny, Sandy", sagte Frau Mc Intosh, „ich möchte Frau Mc Nab anrufen, um zu sehen, ob sie im Hause ist."

„Sei doch nicht so verschwenderisch. Du verlangst einfach die Nummer, und wenn das Mädchen sie hat und dir sagt, den Penny einzuwerfen, hängst du an und kommst wieder raus."

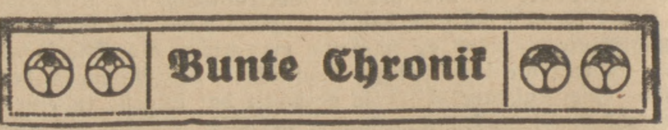
*

Als Mc Intosh einmal ein falsches Schillingstück in eine Büchse warf, wurde er von seiner Frau zurechtgewiesen. Sie meinte, daß ein falsches Sixpencestück auch genug gewesen wäre.

*

Zuletzt fand Mc Intosh seine Frau in den Armen eines andern.

„Falsches Weib", donnerte er, „stelle dich hinter deinen Liebhaber. Ich will euch beide erschießen!"



Bunte Chronik

*** Himmlische Schwerter.** Am Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt Kaiser Alexander I. von Rußland ein eigenartiges Geschenk, ein 2 Fuß langes und 1⅜ Zoll breites Schwert. Er war aus einem Stück Meteoreisen geschmiedet, das man in Südafrika gefunden hatte. Von verschiedenen mongolischen Eroberern, wie Timur und Attila, berichtet die Sage, daß sie Schwerter besessen hätten, die vom Himmel gefallen waren. Man wollte dies auf die Art erklären, jene Waffen hätte man ähnlich wie das Schwert für Alexander I. aus Meteoreisen geschmiedet. Daß Steine und Eisenstücke vom Himmel fallen, war den Völkern des Altertums wohl bekannt. Ebenso ist es erwiesen, daß einzelne Völker seit uralter Zeit Meteoreisen verarbeiteten. Wegen der Seltenheit des Materials sind aber solche Vorkommnisse nur vereinzelt. Sicher war dies der Fall bei den mexikanischen Indianern im Tolukatal, bei einigen Negerstämmen Afrikas und auch bei den Eskimos. So erhielt Kapitän Roß im Jahre 1879 von den Eskimos in Grönland ein Messer, das aus Meteoreisen bestand. Später wurden noch mehrere solcher Dolche aus Grönland nach Europa gebracht. Wie Knut Rasmussen berichtet, verfertigten die Eskimos auch Speer- und Pfeilspitzen aus Meteoreisen zu einer Zeit, da sie mit den Weißen noch keine Berührung hatten. Man wollte aus dieser Tatsache schließen, daß die Menschen überhaupt auf diese Weise mit der Bearbeitung des Eisens vertraut wurden. Doch ist dies unwahrscheinlich, denn Meteoreisen ist ein sehr seltenes Material. In der Neuzeit hat man die ganze Erde nach Meteoreisen abgesucht, und nur in 153 Fällen sein Vorkommen festgestellt. Das Gesamtgewicht der entdeckten Meteoreisenvorräte betrug etwa 182 Tonnen. Für den Bedarf der Menschheit ist dies eine höchst geringfügige Menge. So viel erzeugt ein moderner Hochofen in ein paar Tagen.

*

*** Erziehung von Idealmenschen.** Eigenartige Experimente macht augenblicklich ein Arzt in Long Beach in Kalifornien. Der Herr Doktor hat sich nämlich keine geringere Aufgabe gestellt, als Idealmenschen zu züchten. Menschen, die nach jeder Richtung dem Ideal eines vollendeten menschlichen Wesens entsprechen. — Zu diesem Zweck hat er auf einer Farm 14 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts zusammengebracht, die die sorgfältigste individuelle Erziehung genießen. Es befinden sich unter den Kindern Amerikaner, Mexikaner, Portugiesen, Japaner, Indianer und polynesische Neger. Wenn die Kinder das 18. Lebensjahr erreicht haben, sollen sie untereinander heiraten. Nach der Ansicht des Herrn Doktor werden die Kinder dieser so sorgfältig erzogenen und vorgebildeten Eltern den Typus Idealmensch darstellen, was Frank Wedekind in seinem Drama „Hidalla" anpreist, soll hier also Fleisch und Blut gewinnen. Der Erfolg aber dürfte sehr zweifelhaft sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.